



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,  
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,  
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Siebzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 23, 34-46. „In jener Zeit kamen die Pharisäer zu Jesus und einer von ihnen, ein Lehrer des Gesetzes, fragte ihn, um ihn zu versuchen: Meister, welches ist das größte Gebot im Gesetze? Jesus sprach zu ihm: Du sollst den Herrn deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüte. Dies ist das erste und größte Gebot. Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. An diesen zwei Geboten hängen das ganze Gesetz und die Propheten. Da nun die Pharisäer versammelt waren, fragte sie Jesus und sprach: Was glaubet ihr von Christo? Wessen Sohn ist er? Sie sprachen zu ihm: Davids. Da sprach er zu ihnen: Wie nennt ihn aber David im Geiste einen Herrn, da er spricht: Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße gelegt habe. Wenn nun David ihn einen Herrn nennt, wie ist er denn sein Sohn? Und niemand konnte ihm ein Wort antworten, und niemand wagte es von diesem Tage an, ihn noch etwas zu fragen.“

Was haltet ihr von Christus? Wessen Sohn ist Er? Ist er mehr als der Sohn Davids? — Die richtige Antwort auf diese Fragen, die der Heiland heute an seine Feinde richtet, bildet den Grundstein unserer heiligen Religion. Denn wenn Christus nicht Gott, sondern nur der Sohn Davids ist, so fällt das ganze Gebäude unseres Glaubens zusammen. Ist Jesus Christus aber Gott, so ist unsere heilige, von Ihm gestiftete Religion fest gegründet, und keine Macht der Welt, ja, die Hölle selbst kann sie nicht zerstören. — Da meine Ausführungen an gläubige Christen gerichtet sind, lieber Leser, so bedarf es an dieser Stelle auch nicht eines Beweises für die Grundwahrheit des Christenthums, für die Lehre, daß Jesus Christus wahrer Gott sei. Es ist freilich ein Geheimnis der göttlichen Weltregierung, daß noch immer viele Millionen Menschen und Völkerschaften diesen Glauben nicht kennen. Wir haben dieses „Licht“; uns leuchtet es von den Tagen unserer Jugend an, ohne daß wir wüßten, wodurch wir diese Gnade verdienen hätten. Schon allein die Dankbarkeit, lieber Leser, verpflichtet uns deshalb, den kostbaren Schatz des Glaubens zu hüten und gleichsam mit ihm zu wuchern durch ein wahrhaft christliches Leben.

Nicht wahr, lieber Leser, auch dein Herz schlug freudiger, als Du nentlich an dieser Stelle lafeht von dem Segen, den der Diakon Philippus in den Tagen der Apostel gestiftet hat! Wir nahmen innigen Anteil an den Leiden der treuen Bekenner Jesu in Jerusalem; aber wir wurden auch getröstet durch den Triumph des Kreuzes in Samarien und in Antiochien, wie nicht minder durch die Standhaftigkeit der Apostel und vieler anderer Jünger Jesu, die nicht von Jerusalem wichen. Doch siehe! ein neuer fürchterlicher Schlag droht der Sache des Herrn. Saulus, der junge feurige Pharisäer, ein Hauptwerkzeug

der Verfolgung, die zu Jerusalem von dem Hohen Räte ausging, schnaubt noch immer Drohung und Tod gegen die Jünger des Herrn; er glaubt, dem Gotte seiner Väter nicht treu und eifrig genug gedient zu haben, so lange die Gesellschaft der Verehrer jenes gekreuzigten „Galiläers“ nicht gänzlich vernichtet sei. So bewahrheitet sich bereits das prophetische Wort des Herrn: „Es wird die Zeit kommen, da Jeder, der euch (die Apostel) tötet, Gott einen Dienst zu erweisen glaubt“ (Joh. 16, 2). Kein Wunder, daß der wilde Heuerifer des Saulus in neue größere Wut gerät, da er hören muß, wie durch die, welche in der Hauptstadt Jerusalem seiner Hand entgangen waren, der Glaube an den gekreuzigten Jesus auch außerhalb, in den umliegenden Gegenden verbreitet werde und mächtig aufblühe. Doch lassen wir die Apostelgeschichte wieder erzählen:

Saulus aber schnaubte noch Drohung und Mord wider die Jünger des Herrn, ging zum Hohenpriester und erbat sich Briefe von ihm nach Damaskus an die Synagogen, damit, wenn er einige von dieser Lehre fände, Männer und Weiber, er sie gebunden nach Jerusalem führe. Als er nun auf dem Wege war und nahe bei Damaskus war, da umleuchtete ihn plötzlich (mitten am Tage) ein Licht vom Himmel. Und er fiel zu Boden und hörte eine Stimme, die zu ihm sprach: Saulus, Saulus, warum verfolgst du Mich? — Er sprach: Wer bist Du, Herr? — Und Dieser (antwortete): Ich bin Jesus, den du verfolgst! Hart wird es Dir, wider den Stachel auszuweichen! — Da sprach er mit Zittern und Staunen: Herr! was willst Du, daß ich thun soll? — Und der Herr sprach zu ihm: Steh auf und geh in die Stadt (Damaskus), da wird Dir gesagt werden, was Du thun sollst! — Jene Männer aber, die mit ihm (Saulus) gekommen waren, standen wie erstarrt da, hörten zwar die Stimme

Kirchenkalender.

- Sonntag, 17. September. 17. Sonntag n. Pfingsten. Lambertus, Bischof und Martyrer. Maria Namensfest. Evangelium Matthäus 23, 35-46. Epistel Epheser 4, 1-6. St. Andreas: Nach der 4 Uhr Eredigt Bruderschafts-Andacht vom guten Tode. St. Lambertus: Fest des Pfarrpatrons des hl. Lambertus. Morgens 7 gemeinschaftliche hl. Kommunion der Kinder und der Mitglieder des Vereins der christlichen Familien. 9 Uhr feierl. Hochamt, nachmittags 1/2 5 Uhr Rosenkranz-Andacht, 6 Uhr Festpredigt, nach derselben Komplet, zum Schluß Lebeum. Während des H. Lambertus. Maria Himmelfahrt: hl. Kommunion und Versammlung der marianische Jungfrauen-Kongregation. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marian. Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 18. September. Richardis, Jungfrau. St. Andreas: 1/2 10 hl. Messe für die Verstorbenen der Bruderschaft vom guten Tode. Maria Empfängnis-Kirche: Ewiges Gebet.
- Dienstag, 19. September. Januarius, Bischof u. Martyrer.
- Mittwoch, 20. September. Eustachius, Martyrer. Maria Himmelfahrt: Ewiges Gebet. Die hl. Messen sind 6, 7, 9 Uhr Hochamt, 1/2 11 letzte hl. Messe. Abends 7 Uhr Komplet.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

sahen aber Niemand. — Saulus erhob sich nun und wie er die Augen öffnete, sah er nichts. Sie nahmen ihn bei der Hand und führten ihn nach Damaskus. Und er war daselbst drei Tage ohne zu sehen, daß auch nicht und trauert nicht. — Es war aber ein Jünger in Damaskus, mit Namen Ananias; zu diesem sprach der Herr in einem (wunderbaren) Gesichte: Ananias! — Und dieser sagte: Hier bin ich, Herr! — Und der Herr sprach zu ihm: Mache dich auf und geh in die Straße, die da heißt die Gerade, und frage in dem Hause des Judas nach einem Manne aus Tarsus, mit Namen Saulus; denn siehe, er betet! (Während dessen sah Saulus in einem Gesichte einen Mann mit Namen Ananias zu sich hineingehen und die Hände auflegen, damit er wieder sehend werde.) — Ananias aber antwortete: Herr, ich habe von vielen gehört über diesen Mann, wie viel Böses er Deinen Heiligen zu Jerusalem gethan hat. Und auch hier hat er Macht von den Hohenpriestern, in Banden zu legen Alle, die Deinen Namen anrufen. — Der Herr aber sprach zu ihm: Gehe hin! denn dieser ist Mir ein auserlesenes Werkzeug, zu bringen Meinen Namen vor Heiden und Könige und vor die Kinder Israels; denn Ich will ihm zeigen, wie viel er um Meines Namens willen leiden soll! — Da ging Ananias hin und kam in das Haus, legte ihm die Hände auf und sprach: Bruder Saulus, der Herr Jesus, der Dir auf dem Wege erschienen ist, hat mich gesandt zu Dir, damit Du sehend werdest und voll heil. Gesichtes! — Und sogleich fiel es wie Schuppen von seinen Augen, und er ward wieder sehend, stand auf und ließ sich taufen. Nun nahm er auch Speise und kam wieder zu Kräften. Er hielt sich aber bei den Jüngern, die in Damaskus waren, einige Tage auf. Und sogleich predigte er in den Synagogen Jesum, daß Er der Sohn Gottes sei. — Es staunten aber Alle, die es hörten und sagten: Ist das nicht der, welcher in Jerusalem wüthete gegen die, welche diesen Namen anrufen, und der da hierher gekommen war, um sie gebunden den Hohenpriestern vorzuführen? (Apostelgesch. 9, 1—21.)

Wunderbares Walten der göttlichen Vorsehung! Dieser Saulus, einer der grimmigsten Feinde der jungen Kirche, ein fanatischer Phariseer, den menschliche Verbarmtheit niemals gewonnen hätte: er wird durch direktes Eingreifen von Seite des göttlichen Stifters der Kirche befehrt, und zwar angesichts der Stadt Damaskus, dem Ziele seiner glühenden Begierde.

Damaskus war eine der ältesten Städte Vorderasiens. Hier hielten sich viele tausend Juden auf, bei denen die von Jerusalem stehenden Christen gastfreundliche Aufnahme, aber auch offene Herzen für die Wahrheit fanden, daß Jesus der verheißene Messias sei. Der lebhafteste Verkehr, in dem Damaskus selbst mit fernem Gegenden stand, konnte für die Verbreitung der christlichen Lehre nur sehr förderlich sein; deshalb war es ein klug berechneter Plan des Saulus, auf die Christen gerade dieser Stadt den schweren Arm der Verfolgung zunächst fallen zu lassen. Mit einer schriftlichen Vollmacht seitens der Hohenpriester ausgerüstet, durfte er bei seinem fanatischen Verfolgungswerke mit Bestimmtheit auf die Unterstützung der Synagogenschulen zu Damaskus rechnen. Damit aber ja nichts fehle, wurden ihm noch einige Begleiter beigegeben, um sein Ansehen — als eines Abgeordneten des Hohen Rates — zu erhöhen. Doch was bedeutet alle menschliche Klugheit gegen die Ratschlüsse der göttlichen Weisheit! Mitten in seinem Sündenlaufe wird dem Saulus plötzlich Halt geboten; die Gnade wandelt sein Herz vollständig um, und so wird aus dem wüthenden Verfolger des christlichen Glaubens ein unermüdlicher Prediger und Verteidiger desselben; aus dem erbitterten Feinde Jesu wird ein liebeglühender Apostel! Darum sollen wir, lieber Leser, nie an

der Belehrung eines Sünders verzweifeln, wenn er sich auch sehr weit von Gott entfernt hat. Die mächtige Gnade Gottes kann sein Herz immer noch umwandeln; wir aber sollen in christlicher Liebe und vertrauensvoll für einen solchen Sünder beten, daß Gott auch ihn auf die Bahn des Heils zurückführe. S.

### Universal-Sprachen.

Von Dr. Theodor Abler.

Wenn jemand das erste Kapitel des ersten Buches Moses liest, wo es heißt: „Es hatte aber alle Welt einerlei Sprache und Sprache“ und dann weiter zu der Stelle kommt, wo Gott beschließt: „Wohlauf, laffet uns herabfahren und ihre Sprache daselbst verwirren, daß keiner des andern Sprache vernehme“, so findet man in dem alttestamentlichen Berichte und in unsern allermodernsten Zuständen mehr als eine Parallele.

Jeder der interessanten Völkerstämme des europäischen Südoftens, setzt, sobald er eine Kulturhöhe erklommen hat, welche sich zu derjenigen der großen europäischen Kulturvölker verhält wie ein Maulwurfsbärgchen zu einem Berge, einen Stolz darcin, daß seine Gelehrten in ihrer Muttersprache schreiben, deren Laute wenige Meilen von der Sprachgrenze nur noch wenige verstehen, und so geht für gewöhnlich der Wert dieser Arbeiten für die Allgemeinheit so gut wie verloren. Nicht viel besser sieht es mit der Bewertung dessen aus, was in einer der großen und weitverbreiteten Sprachen: deutsch, englisch, italienisch und französisch geschrieben wird. Wenn auch tausende dieselben in Wort und Schrift beherrschen, so ist doch das fremde Idiom ein großes Hindernis zur Weiterverbreitung alles dessen, was in demselben geschrieben und gesprochen wird. Es ist kaum zu glauben — und doch ist es so — daß trotz der alljährlichen internationalen Kongresse, deren Vorträgen immer nur ein Teil der Zuhörer folgen kann, wertvolle medizinische Verfahren, welche in einem Lande schon Jahre lang in Uebung sind, in einem andern nur wenig bekannt werden, und der internationale kaufmännische Verkehr weiß auch ein Lied zu singen von der Erschwerung des gegenseitigen Verständnisses durch die auf Erden herrschende babylonische Sprachverwirrung.

So lange man an eine einheitliche Wurzel aller Sprachen glaubte, aus welcher alle anderen hervorgegangen seien, konnte man sich allenfalls dem phantastischen Gedanken hingeben, wie es Schleyer, der Erfinder der Volapük, und vor und nach ihm viele andere thuen, die Völker auf den Begegnungspunkten nach allen Seiten auseinander führten, durch künstliche, d. h. absichtliche Beeinflussung wieder zu einem gemeinsamen Vereinigungspunkte der Sprachen hinzulenken. In dem Hirn von Menschen entspringen, welche, so anerkanntes ihre Ziele auch waren, mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe dachten und, in Wolkenlandheim lebend, mit den nackten Thatfachen nicht rechnet.

Die Sprachwissenschaft weist uns mit aller nur irgendwie nüchternen Schärfe nach, daß es drei von einander vollkommen unabhängige Arten der Sprachbildung gibt, zwischen denen keine vermittelnden Brücken existieren, und welche man die „kolirende“, die „agglutinirende“ und die „flektirende“ nennt, je nachdem in der betreffenden Sprache die Stoffworte und Formworte unvermittelt neben einander gesetzt oder lose aneinander gereiht oder endlich derart zum Ausdruck gebracht werden, daß das Formelement durch eine direkte Veränderung des Stoffwortes verjümmert wird. Ein Beispiel möge den fundamentalen Unterschied zwischen diesen drei Sprachbildungen verdeutlichen. Um den Begriff „Franz“ in der Mehrzahl auszudrücken, beugt die deutsche Sprache, welche eben wie

alle indogermanischen zu den flektirenden gehört, die Endung und sagt „Frauen“; die ägyptische sagt als agglutinirende: „Frau-viel“ und die chinesische endlich, die zu den isolirenden Sprachen gehört, sagt: „Frau-Vielheit“.

Aus dieser Vielheit geht mit Deutlichkeit die Vergeblichkeit des Bemühens nach einer künstlich zu schaffenden Weltsprache hervor. Man müßte einer halben Milliarde Menschen die allerersten Grundzüge ihrer Muttersprache aus dem Denken ausreißen, ein Unterfangen, welches lächerlich ist, wenn man erwägt, daß sogar die Dialektunterschiede innerhalb einer Sprache mit großer Fähigkeit fortbestehen, und daß es sehr schwer ist, auch kleinen Mengen fremdsprachiger, aber kompakt wohnender Menschen ihre Muttersprache zu rauben.

Ganze Völker geben ihre Sprache nur dann auf, wenn ganz anders mächtige Faktoren als das Machtwort von so und so viel Regierungsbeamten darauf hinwirken, wenn Triebfedern zur Geltung kommen, welche mehr im Stillen wirken und einer Nation selber die Annahme einer andern Sprache wünschenswert machen. Wenn wir von kleinen Sprachensklaven, wie z. B. den Wenden in der Lausitz absehen, deren Sprache mühsam am Leben erhalten wird, ist es seit langen Jahrhunderten nicht gelungen, ein Volk von einigermaßen bedeutender Kultur und Kopfszahl selbst durch Zwangsmittel seiner Sprache zu berauben, und selbst ein Leibniz, welcher sein ganzes Leben der Aufgabe widmete, die Wissenschaft zu centralisiren und eine Universalwissenschaft zu schaffen, besand sich mit der Hoffnung, daß sich auch eine mathematische Lösung für das Problem einer Weltsprache finden lassen würde, in argem Irrthum.

Dagegen hat es Sprachen, welche ein Gemeingut der Gebildeten über weite Länder hin waren, schon im grauen Alterthum gegeben, schon Jahrtausende, bevor der Deutsche, angeleitet durch das Vorbild seiner Fürstenthümer und in seiner nationalen Kraft gehoben durch die Schläge des dreißigjährigen Krieges, die Entdeckung machte, daß „ein bischen Französisch doch gar zu schön“ sei.

Eine solche Sprache war die Assyrische, welches nicht nur am Hofe Sr. Majestät Nimrod, sondern auch in den angrenzenden Ländern, namentlich in Ägypten bis weit nach Afrika und nach Centralasien hinein internationales Verständigungsmittel war.

Tausend Jahre später sahen es, als ob das Eindringen der hellenischen Bildung, welche dem griechischen Kaufmann überall auf dem Fuß folgte, durch Alexanders Eroberungswerk zu einem Triumph der griechischen Sprache über hunderte Millionen Menschen führen sollte. Aber an den Forten Judäens stauten sich die Heeresmassen des macedonischen Heldenjünglings, und es ist müßige Spekulation, sich auszudenken, wie sich Weltgeschichte und Stand der Sprachen gestaltet hätten, wenn es zu einem gewaltigen Ringen zwischen indischer und abendländischer Kultur gekommen wäre, in welchem der Hellenismus die Oberhand behalten hätte, um mit seinem Geiste die 200 Millionen Menschen zu durchdrängen, die zwischen Indus und Ganges bis zum Brahmaputra jedenfalls schon damals gehohnt haben. Benigstens blieb aber das Griechische von da an mehrere Jahrhunderte hindurch die Sprache der Gelehrten und Gebildeten der antiken Welt, und selbst zu den Zeiten, wo das kaiserliche Rom auf dem höchsten Gipfel seiner Macht stand, hallten die Peristyle und Arkaden der kapitolinischen Stadt von griechischen Worten wider.

Inzwischen aber vollzog sich der seltsame Prozeß, der sich nie in der Geschichte wiederholt hat, daß die Römer, während sie in ihren verfeinerten Circeln sich der hellenischen Sprache bedienten, der zahlreichen Bevölkerung der iberischen Halbinsel und ganz Galliens sowie Englands ihre lateinische Sprache ebenso aufnützten wie den Daciern im fernen

Osten. Widerstandslos nahmen die Bewohner des heutigen Spaniens und Frankreichs ebenso wie diejenigen der Donauländer und namentlich Rumäniens die Sprache der Sieger an, und es hatte den Anschein, als ob die ganze europäische Völkerfamilie latinisiert werden müsse. Die Stürme der Völkerwanderung setzten diesem Vorgange eine Schranke und das Latein verfiel in die einzelnen Sprachen, welche sich im Laufe der Jahrhunderte aus demselben herausbildeten; als Sprache der Gelehrten aber beherrschte es den ganzen Erdkreis bis in die neueste Zeit und zwar um so leichter, als Wissenschaft und Kirche Hand in Hand gingen und die kümmerlichen Reste des Wissens nur in den Klöstern fortvegetieren konnten, wo die lateinische Sprache im Kultus eine Heimstätte fand.

Nicht allein und der roi soleil haben ihr Möglichstes gethan, um dem Französischen die Vorrückung zu sichern: aber das politische Uebergewicht unserer gallischen Nachbarn und ihre kulturelle Ueberlegenheit war nicht stark genug, um auf die großen Volksmassen der Nachbarvölker zu wirken. In Italien und Spanien behielten die Gebildeten Stolz genug auf ihre Heimatsprache, und auch den Engländer schmeckte, so sehr seine Sprache mit romanischen Elementen durchsetzt ist, seine trockene Eigenart vor der französischen Durchscheidung. Der deutsche Bürger endlich brachte es zu seinem Glück nur zu einem Kollaborieren mit einer Anzahl französischer Brocken, über welche auch das berühmte Gymnasialfranzösisch nicht hinausgeht.

In unserer Zeit aber scheint es, als ob die Sprache unserer Nachbarn hinter dem Vorgehen auch noch aus der einzigen Domäne verdrängt werden sollte, in der sie bisher unbestritten geherrscht hat, nämlich aus der Diplomatie. Es sind in dem letzten Dezennium schon wiederholt wichtige diplomatische Urkunden gewechselt worden, deren Text nicht französisch, sondern in der Sprache der beiden kontrahierenden Länder abgefaßt waren und das koloniale Uebergewicht Englands, die wachsende Großmachtsstellung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, das Aufschwollen der russischen Macht, nicht zum wenigsten aber das wachsende Selbstbewußtsein des jenseits des Meeres sich ausbreitenden Deutschlands gewährleisteten, daß die Glanzseiten der französischen Sprache auf immer dahin sind.

Gleichzeitig schwindet aber auch die Möglichkeit, daß die Sprache eines der genannten Völker jemals die der anderen gänzlich verdrängen könne, mehr und mehr. Mögen immerhin etwa 120 Millionen Menschen sich des Englischen bedienen, 70 Millionen Russisch in seinen beiden hauptsächlichsten Dialekten sprechen und ein bedeutendes Wachstum beider Sprachen in der Zukunft eintreten: daß das rasch sich vermehrende deutsche Volk auch in der fernsten Zukunft in seiner Sprache ernstlich bedroht sein könnte, kann der größte Schwarzzeher nicht behaupten; denn das Deutsche wird zur Zeit ebenfalls bereits von etwa 70 Millionen Seelen gesprochen, ganz abgesehen von den in Amerika sich aufhaltenden Deutschen, und selbst das Spanische ist noch für etwa 58 Millionen Menschen die Muttersprache.

Mit der überall allein herrschenden Weltsprache sieht es also böse aus, umso mehr, als sogar eine Sprache wie die englische die Reize zeigt, sich in den verschiedenen Weltteilen zu differenzieren, was namentlich von dem in Amerika gesprochenen Englisch gilt. Zwei Umstände deuten aber darauf hin, daß sich in fernen Zeiten wenigstens die europäischen Sprachen einander nähern werden. Die Bewegungsfähigkeit derselben, welche im Griechischen und Lateinischen, um vom Sanskrit abzusehen, ihren Gipfelpunkt erreichte, ist seitdem in entschiedener Abnahme begriffen. Die Sprachen schleifen sich ab, was man besonders an den romanischen Sprachen und dem Englischen beobachten kann. Sie verlieren damit aber ihre originellsten Verschiedenheiten und werden dem Eindringen fremder Worte

leichter zugänglich. Namentlich die Bedürfnisse des Handels und Verkehrs (man denke nur an die Ausdrücke des Handels- und Wechselrechtes und die Maßbezeichnungen) bringen es mit sich, daß immer mehr Worte wahrhaft internationale Bedeutung erringen. Ob aber dieser Verwegung damit enden wird, daß in fernen Jahrhunderten eine Universalprache entsteht, welche ihre Bestandteile wie die lingua franca des Orients von überallher entnimmt, ist damit noch lange nicht bewiesen. So wünschenswert es ist, daß möglichst viel Menschen eines Volkes fremde Sprachen beherrschen, so wenig erstrebenswert wäre doch der Zustand der allgemeinen sprachlichen Gleichmacherei, welche nicht einmal in der Gleichheitskammer des sozialdemokratischen Zukunftsstaats herrschen kann.

### Zigenermisch.

Eine heitere Episode aus der Baar von Emma Kitzle (Ketzsch).

Vor dem breiten Scheunenthor stand Hannes, der Besitzer der Breitmühle, prüfte mit Daumen und Zeigefinger die frischgebengelte Senfe und schaute mit zwickelnden Augen nach dem Himmel.

„S'Wetter word au hoffentli nit mudere!“ — Wenn mer nu no die letichde zwoa Wäge Sei truche hoam bringet! — Hoher möcht i no e Stuck Alee mahe!“ — brummte Hannes vor sich hin.

Er lehnte die Senfe an das Scheunenthor und spuckte sich räupfend, in weitem Bogen auf den gepflasterten Vorplatz. Dann grub er beide Hände in die Hofentischen und schritt auf die kleinen Fenster der Wohnstube zu.

Dort klopfte er an die blühenden von blühenden Geraniensbüsche umgebenen Scheiben.

„Trudli! He! Trudli! Mach uff!“ —

Ein winziger Fensterzieher öffnete sich und eine Frau schaute heraus, oder vielmehr nur ihre Kopfspitze; denn das übrige war von einem dicken, grünen Wolltuche dicht umhüllt.

„Wa istst eh des fer e dummi Käseerei, Hannes!“ klang ihre Stimme mürrisch und und kaum verständlich unter der Umhüllung hervor.

„I hau hiesjemähig! Jahweh, und la kon Zug vertrage!“ Ihre Hand schob den kleinen Fensterflügel bis auf einen schmalen Spalt zu.

„Ihr Wiberlüt sind doch recht wehldig!“ Wege einem Jahweh flü zu en Spetafel z'mache!“ murzte unwirsch der Breitmüller.

„I gang eh uff's Feld! Jerst hilf i de Kneacht u de Magd die letzte Heuwäge lade, u noher will i no de Alee mahe! La' mer jo s' Thor quet zue, Trudli, heich g'hört? (Es sind Zeginer!) im Dorf! Die verstoilene Raibe thätet i uffem Hof nett uffrumme), wenn s' ri lästigt! Wenn Du ganz alloa dohoam!) bist!“

„Ist scho recht! Gang nu, Hannes!“ I laß soani Zeginer!“ nickte die Müllerin und setzte sich an den, trotz des Funitages, geheizten Kachelofen, um ihr Zahnweh zu einer Geschwulst auszubrüthen; denn, so hatte die Schlegelbäuerin gesagt: Wenn erst die Backen geschwollen sind, dann läßt das Zahnweh nach.

Aber es bohrte und wühlte und schnitt und ritz in den Zähnen, daß die Müllerin fast nicht mehr aus und ein wußte vor Schmerzen, und so oft sie auch nach den Backen griff, sie wollten nicht anschwellen. Kaum wissend, was sie that, rein mechanisch, langte sie von dem Wandbrett neben der alten Schwarzwälderuhr ein begriffenes, gerlesenes Büchlein herab und blätterte darin gedankenlos. Es war schon uralte, trug den Titel: „Des Landwirths Hausjag“, und war wohl schon

- 1) Es wird sich nicht verändern.
- 2) wähen.
- 3) wühlend, rajend.
- 4) empfindlich.
- 5) Zeginer.
- 6) aufräumen.
- 7) daheim.

auf drei oder vier Generationen vererbt worden.

Unter der Rubrik „Für Zahnrissen“ standen allerlei Mittel, aber — das waren entweder lauter lateinische Namen, oder Dinge, welche man nur in der Apotheke erhielt; aber die war in der Stadt, und wer lief jetzt schnell hin, wo alles in den Feldern bei der Feuerernte beschäftigt war? —

Doch da — ganz unten stand noch eine Anmerkung:

„Sintemalen das Zahnrissen gar zu wüetig thuet, und keine Pulverlein, Willen und Tröpflein aus der Apotheken helfen thun, nimmt man, so Zeginer um den Weg, eine von diesen Wiberlenten unbeschraven“) in die Stuben und laßt sich für den Zahn thun. Die wissen gar viele Sprüchlein und Tränklein und helfen den Gebrechen für etliche Raiblein Brod oder etliche Kupferheller.“ —

Mit einem unterdrückten Schrei ließ Trudli das Büchlein in den Schoß sinken. —

„Zeginer! — Für's Zahnrissen thui! — Zeginer sind ja im Dorfe.“ —

Zur Bekräftigung dieser Worte tauchte eben jenseits des Gartenzauns, ein leuchtend rotes Kopftuch auf, welche das gelbe verwitterte Gesicht einer alten, daher humpelnden Zeginerin umflatterte. —

Die Müllerin litt Höllqualen.

Rajende Zahnschmerzen; dort wüetende Hitze — das Verbot des Müllers, Zeginer einzulassen. Sie eilte, leise stöhnend und jammern, die Hand an der Backe, wie von geheimnisvoller Macht getrieben, an das Fenster. Jetzt hatte die Zeginerin auch schon die Frau bemerkt und schrie etwas herüber, dabei heftig gestikulirend.

Die Müllerin zauberte geraume Weile. Dann aber öffnete sie, halb sinnlos vor Schmerz, den Fensterzieher.

„Armes Mutterle! Oh! — Armes Mutterle!“ rief die Alte, jankte, bedauernden Tones.

„Gast Du sehre Zahnschmerzen! Oh! Weiß ich Mittel! Feine Mittel! Gute Mittel! Ist sie gleich verschwunden, das Zahnschmerz! Gleich! Auf meine Mittel!“

Weshwörend hob sie die dünnen, braunen Hände.

„Kann ich nicht sehen, Mutterle, Deine Schmerz! Muß ich helfen bald! Weiß ich Sprüchlein! Viel! Heilige! Helfende! Gute! Weiß ich! Mit funkelnden Augen stand die Alte abwartend da.

Die Müllerin kämpfte abwechselungsweise mit dem Verbot ihres Mannes und mit ihren Schmerzen; schließlich siegte die letzteren!“

Er brauchte es gar nicht zu wissen, der Hannes! — Niemand brauchte es zu wissen! — Sie wollte der Alten schon auf die Finger sehen, daß sie nicht zum Krabben kommen kann.

„Hat das Mutterle eine alte Kessel? Eine große?“ fragte die Zeginerin, nachdem sie unter vielen Komplimenten die große Stube betreten und ließ ihre lebhaftesten Augen rastlos umhergeschweifen.

Gilg holte die Müllerin aus der Küche das Verlangte.

Nun mußte sie sich auf den Stuhl setzen, den die Zeginerin mehrere Male, Gebete murrend umtreifte. Hierauf stülpte diese ihr den schweren, eisernen Kessel über den Kopf und sagte: „Nun muß das arme, gute Mutterle fleißig beten. Mit sehr große Andacht! Was ich sage vor, eine Viertelstunde lange.“

„Der böse Geist fahr aus dem Zahn! Er wela! für's ganze Rebelang! Und fleude in den Schoß der Erden — Dort möge er zu Asche werden! Nuhi nizi! Schahi nizi!“

Während die Müllerin unter Angst und Schwitzen dnmyp und langsam ihr Sprüchlein betete, war die Zeginerin mit einem Sage in das offene Küchenfenster, welches in die Stube führte, gestiegen. Blühschnell fanden

1) ungelesen.

2) Rügt es nichts! Schabt es nichts!

ihre gewandten Finger den Niegel, welcher den mächtigen Weichirschrant schloß. Hinter buntbemalten, bauschigen Kaffeekannen stand ein herkelloses Schüsselchen, bis zum Rande mit Münzen gefüllt — das Milchgeld der Mälerin. Von diesem gedachte sie sich am nächsten Jahrmärkte in der Stadt eine neue Saube und Zeug zu einer seidenen Schürze zu kaufen. — Daneben prangte in lieblicher Gemeinschaft ein Zeller aufgeschchnittenes Rauchfleisch. — Zigeuner haben ja Interesse mit großen Taschen.

Von der Küche führte eine sogenannte Bühnersteige zum Speicher. — Zigeunerinnen können manchmal gut klettern, wenn sie noch so alt sind! —

„Mein Zahnweh ist weg! Ganz weg! Wie wegblöse!“ rief die Mälerin wie neu geboren, als die Zigeunerin ihr nach Ablauf einer Viertelstunde den Kessel weg nahm, und ihr schweißtriefendes Gesicht sichtbar wurde. — Das Schwibbad hatte seine Wirkung getan!

„Daß ich viel gebetet, Mutterle! Sehr viele!“ — meinte die Alte feierlichen Tones. „Der böse Geist ist gefahren hinaus und wird niemals mehr fahren hinein! O, meine Mittel haben geholfen noch immer!“

Ueberglücklich, so schnell von ihren Schmerzen befreit zu sein, gab Trudli der Zigeunerin eine halbe Mark und noch den halben Laib Brod aus der Fischschublade.

„Sei vielmals bedankt, Mutterle, das Zahn thut nicht weh — nur das Fleisch wird noch schmerz, bißchen — Mutterle!“ sagte diese unterwürfig. „Ich will noch viele beten, für deine ganze Haus, und deine ganze Stall! Gutes Mutterle!“ Dann humpelte sie eilfertig hinaus.

Als sich am nächsten Morgen die Müllerburtschen, Knechte und Mägde zum Keimuhrenbrod auf der hölzernen Bank vor dem Tische niederlegten, sagte der Dreitemüller, während die Mälerin die Sauermilch austrug: „Die Zeginer hont!“ geteert 's ganz Dorf usg'stohle! Die kaibe!“ Baudi! Im Schlegelbur fehlt a Noß! Im Lindenwirth zwoa Ente und im Riehemer Frieder hont die Deser de Speck us em Kämig!“ g'holt! Drum sag' i allemil! Nu 's Thor zue vor dem Kaibe! Heinerkl!“ — hier wandte er sich an den Oberknecht und reichte ihm das Brotmesser — gang uff e un schmed e Meßli Speck ab! Mich gluschtet's derno!“ —

Wald kam dieser schreckensbleich die Stiege heruntergepolstert.

„Schüßli ist fort!“ — schrie er keuchend.

„Schüßli ist fort!“ — schrie er keuchend.

„Nu des no!“ seufzte, auf den Küchenstichend sinkend, die Mälerin. „O de Wunder! Koß Satambendel! — 's Milchgeld fort! — 's Rauchfleisch us em Kuchilaste, 's Schüßli us em Kämig — o jesse! Die schlecht Baudi — Au! — Und de Zah — soeret!“ scho wieder!“ —

### Die spanische Nachtigall.

Von M. Walter (Frankfurt am Main.)

Vor etwa fünfundsiebenzig Jahren, als Adeline Patti auf der Höhe ihrer Berühmtheit stand und ganz Europa mit ihrem wunderbaren Gesang bezauberte, äußerte der verstorbene König Ludwig II. von Bayern den Wunsch, die Diva singen zu hören. Doch diese zeigte sich wenig geneigt, dem Rufe des Monarchen Folge zu leisten. Sie hegte nämlich eine geheime Furcht vor ihm, denn schon damals sprach man viel von seinem excentrischen Wesen und seinen unberechenbaren Launen. Schließlich jedoch ließ sie sich für eine beträchtliche Summe bereit finden, nach München zu kommen, um dem König in seinem Palast einige italienische Arien vorzusingen. Als sie

in der bayerischen Hauptstadt eintraf, glaubte sie, großartig empfangen oder mindestens mit königlicher Equipage nach ihrem Hotel gebracht zu werden. Doch nichts von alledem. Von Niemand bemerkt, und wie gewöhnliche Sterbliche mußte sie mit ihrer Hofe eine Droschke besteigen und nach dem Gasthof fahren. Das verstimmt sie schon sehr und als sie dann auf einer Rundfahrt durch die Stadt entgegen ihren Erwartungen keinerlei sensationelle Ankündigungen ihres Erscheins an den Lifschäulen bemerkte, stieg ihr Verger noch um ein Bedeutendes.

Nach dem Hotel zurückgekehrt war sie schon halb und halb entschlossen, mit dem nächsten Zug wieder abzureisen, als sich ein Kammerherr bei ihr melden ließ, der ihr respektvoll ein Schreiben überreichte. Dasselbe erhielt Anweisung, Frau Patti möge sich Punkt sieben Uhr im Schloße einfinden. Die Primadonna der Münchener Hofoper, Madame Fischer, werde anwesend sein, um diejenigen Duette mit ihr zu singen, die Se. Majestät zu hören wünsche. Ein Programm lag bei. Adeline war außer sich vor Enttäuschung, daß man es wagte, ihr Vorschriften zu machen; sie erklärte, eine solche unbillige Behandlung sei sie nicht gewohnt, weshalb sie München unverzüglich verlassen werde.

Der Kammerherr erbleichte. „Madame“, rief er beschwörend, „das dürfen Sie Se. Majestät nicht anthon. Er ist so freudig erregt in der Erwartung Sie singen zu hören, daß er die vorige Nacht kaum geschlafen hat. Mit der größten Ungeduld sehnt er den Abend herbei, und wenn Sie ihn enttäuschen würden — es wäre schrecklich!“ — Sie wissen —

„Ich weiß“, fiel die noch immer Rärende ein, indem sie den Finger an die Stirn legte — „ich weiß, was Sie meinen. Wirklich — sehr verlockend!“

Vergerlich wollte sie das Schreiben, das sie noch in der Hand hielt, zusammenfalten, als ihr Blick auf ein Postskriptum fiel.

„O, das ist stark!“ rief sie in neuerwachendem Jörn aus. „Das seht der Sache die Krone auf! Hören Sie nur!“ — Und sie las dem Kammerherrn folgenden Passus vor: „Signora Patti wird ersucht, in einfach weissem Kleide ohne jegliche Farben zu erscheinen und zwar nicht in Seide, sondern in Wolle, da Se. Majestät erlerter Gewebe nicht liebt.“ — „Wie finden Sie das?“ — „Eine kleine Laune“, entschuldigte der Hofmann.

„Der ich mich aber nicht fügen werde“, lautete Adeline's heftige Entgegnung. „Ich habe überdies auch keine weißwollene Toilette außer meinem Morgenrock. Sagen Sie, bitte, Se. Majestät, daß es mir nicht möglich ist, seiner extravaganter Forderung nachzukommen. Ich werde in dem roten Sammetkleid erscheinen, das ich für diese Gelegenheit mitgebracht habe.“

„Rot?“ wiederholte der Kammerherr ganz entsetzt. „Um Gotteswillen nur nicht! Diese Farbe ist ihm so zuwider, daß ihr Anblick ihn in die größte Aufregung versetzt. Legen Sie diese Toilette nicht an, Signora, ich beschwöre Sie! Haben Sie ein wenig Geduld, ich sende Ihnen Madame Fischer, die Ihnen sicher auszuweichen kann. Aber bitte bleiben Sie!“

Der arme Hösling sprach in so beweglichem Ton, daß die Diva sich schließlich erweichen und besänftigen ließ.

Eine halbe Stunde später erschien die Primadonna bei ihr. Sie war weder hübsch noch grazios, aber sie besaß das wunderbarste, goldblonde Haar, das je eines Weibes Haupt geziert, und der phantastische König war so entzückt davon, daß sie nie anders vor ihm singen durfte als in diesen goldschimmernden Mantel gehüllt.

Unter ihren geschickten Händen verwandelte sich das einfache weiße Kaschmirkleid der Patti in ein klassisches, einer Druidenpriesterin würdiges Gewand und in lebenswürdigster Weise machte sie ihre Kollegin mit den Eigenheiten des Monarchen bekannt, damit die ohnehin

neröse Diva durch dieselben nicht außer Fassung gebracht würde. Pünktlich um sieben Uhr holte eine Hofequipage die beiden Damen ab und im Schloß angelangt, wurden sie in den prächtigen Konzertsaal geleitet, der vollständig dunkel war. Nur die bleichen Strahlen eines künstlichen Mondes fielen hier und da durch die verhängten Draperien, Alles in ein gespenstisches Licht tauchend. Adeline vermochte kaum das Gesicht des Monarchen zu erkennen, der ganz allein in seiner Loge saß. Und so starr, so unheimlich hielt er die Augen auf die Sängerin gerichtet, daß diese dadurch außer Fassung gebracht, keinen Ton hervorbringen konnte. Sie raffte sich energisch auf und ihre Umgebung ganz vergehend, brachte sie die große Arie aus der „Traviata“ hinreichend schön zu Gehör.

Bei den ersten Tönen aus der Kehle der spanischen Nachtigall war der König aufgesprungen; nach einer Weile aber sank er in den Sessel zurück, vergaß das Gesicht in den Händen und blieb unbeweglich sitzen. Auch nach Schluß des Vortrags rührte er sich nicht.

Die Patti fühlte sich nicht wenig beleidigt, daß der Monarch ihr keine Anerkennung für ihre brillante Leistung zollte, und schon wollte sie Madame Fischer gegenüber ihren gekränkten Gefühlen Luft machen, als ein Diener meldete, Se. Majestät wünsche keine Fortsetzung des Konzerts; er habe sich bereits in seine Gemächer zurückgezogen. Adeline stand sprachlos, Madame Fischer bemerkte jedoch vollkommen gelassen: „Das hatte ich erwartet!“ Und sich zu ihrer Kollegin wendend, fragte sie ganz ernsthaft: „Waren Sie jemals einem Geliebten untreu?“

Adeline mußte unwillkürlich lachen. „Weshalb wollen Sie das wissen?“ fragte sie neugierig.

„Weil Sie dann verstehen würden, was der König in diesem Augenblick empfindet. Er ist seiner bisherigen, einzigen Liebe untreu geworden und diese Liebe heißt — Richard Wagner. Ihre Stimme hat ihn entzückt, bezaubert, hingekissen. Die Arie aus der „Traviata“ hat ein Echo in seinem Herzen gefunden. Ich weiß, er wird in diesem Moment die göttliche Stimme der wunderbaren Nachtigall bewundern, weil sie ihn mit ihrem süßen Jaubergefang die mächtigen Harmonien jenes Meisters vergeßen ließ, den er als einzig und unerreicht verehrt.“ — Adeline zuckte die Achseln; sie war mit dieser Erklärung nicht zufrieden und lehnte tief verstimmt in das Hotel zurück.

Am nächsten Morgen überbrachte ihr ein Kammerherr ein prächtiges Geschenke in Brillanten und Rubinen, ein königliches Honorar und ein eigenhändiges Dankschreiben des Monarchen. Ludwig II. hat aber nie wieder den Wunsch ausgesprochen, die spanische Nachtigall singen zu hören.

### Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Schleberästel:  
S C H E R B E N  
F R E I H E I T  
B I L D W E R K  
H A U S D A M E  
B O D E N S E E  
U N T U G E N D  
Reihen bildet.  
Synonyme: Wagen.

### Sirchenskalender.

(Fortsetzung.)

Donnerstag, 21. September. Matthäus, Apostel. ● Maria Himmelfahrt: Morgens 5 Uhr Hoch- und Tebeum.

Freitag, 22. September. Moriz, Martyrer.

Samstag, 23. September. Iffesa, Jungfrau und Martyrin. ● St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse.

<sup>10)</sup> haben.

<sup>11)</sup> durchtrieben.

<sup>12)</sup> Kamin.

<sup>13)</sup> bohrt.